

TRAUERREDE KLAUS VON GAFFRON

25.10. 2017

liebe Anwesende,
liebe Hildegard, lieber Rüdiger,

an dem Abend vor wenigen Tagen, als wir, Hildegard, Rüdiger und ich, zusammen die Totenwache gehalten haben, habt Ihr mich gebeten, im Sinne unserer alten Freundschaft und meiner Verbundenheit mit Klaus ein paar Worte anzufügen.

Viele haben Klaus ein Stück Weg begleitet, in Freundschaft, in Weggefährten - und Zeitzeugenschaft, haben zu ihm gehalten, seinen Witz genossen, seine Ausdauer bewundert, die rhetorische Klinge mit ihm gekreuzt und über das Phänomen gestaunt, dass aus dem Straubinger Enfant terrible, dem Bürgerschreck und 68er, eine allseits anerkannte Größe der bayerischen Kulturwelt wurde.

Klaus und ich waren seit 1973 befreundet, unser Dialog war bis zu seinem Tod ununterbrochen. Daraus sind auch immer wieder Pflicht und Ehre auf mich, den schreibenden Menschen, zugekommen, als Chronist und Überbau-Arbeiter der Person und des Werks von Klaus von Gaffron zu agieren und unser Tun im geistesgeschichtlichen Zusammenhang zu orten zu versuchen. Im Geist der 1960er Jahre war es auch ein, wie Rudi Dutschke es nannte, „Marsch durch die Institutionen“.

Diesen Dienst möchte ich Dir, lieber Freund, hier nun ein letztes Mal erweisen und ich werde an Gedanken aus unseren letzten Gesprächen über uns und die Standorte unserer Generation anknüpfen, die Sauerstoffschläuche, die da noch durch die Wohnung führten, betrachteten wir philosophisch immer noch gut gelaunt als Real-Metaphern der Lebensendlichkeit und machten weiter wie immer, und so wird hier mit meiner Stimme eine der Stimmen hörbar, die dabei waren, als alles anfang, was heute diese imponierende Gestalt eines Lebenswerks als Kunstvermittler und Künstler erhalten hat.

Ich war Wegbegleiter und Gefährte seit den widerspruchsvollen frühen Selbstfindungs-Versuchen der Münchener Zeit an der Kunstakademie, wo Klaus zur Fotografie kam und Initiativen startete, die der Fotografie den Weg zum Status eines künstlerischen Mediums maßgeblich mit ebneten.

Dabei kamen wir, er wie ich, aus der Provinz, aus Niederbayern und der Oberpfalz.

Es war eine fiebrige Zeit, der kunstakademische Lehrbetrieb lag unter dem Druck der gewesenen Studentenrevolte immer noch am Boden, die Lage ließ ins Leere laufen, zwang zur Eigeninitiative. Man fühlte links und radikal, es gab die Sirenen-Gesänge der RAF, den staatlichen Radikalenerlass, den deutschen Herbst, 1979 sah ich wie Millionen andere mit den Eltern fern, die amerikanische TV-Serie „Holocaust“, erschüttert und ahnungslos. Überall, wo Heile Welt

war, gab es feine Haarrisse, Krakelüren wie auf alten Öl-Gemälden.

Ende dieser 1970er Jahre bis Anfang der 1980er Jahre gab es die Wohnungsgalerie Gaffron in der Isabellastraße, mit direktem Zugang vom Gehsteig, ein schrankenlos kosmopolitischer Taubenschlag, in dem Querdenker aus allen Altersstufen und gesellschaftlichen Bereichen ein und ausflogen und die Welt erklärten und wussten, was zu machen wäre, und redeten und redeten und redeten, und man genoss die kollektivistische Einstellung des Mieter-Paares Klaus und Hildegard. Deren soziale Kompetenz, Bildung, Belesenheit, Lebensfreude, Toleranz und Trinkfestigkeit schufen einen Zustand permanenter Feier und Eventhaftigkeit, in dem die Grenzen zwischen Kunst und Leben verschwammen.

Hier waren Übungsraum und Schulzimmer für die späteren Taten als Vorsitzender des Berufsverbandes Bildender Künstler entstanden, was nicht selten mit den Ansprüchen des einzigen wirklichen Schuldkindes vor Ort, den Wünschen von Rüdiger, dem kleinen Sohn Gaffrons kollidierte. Gell Klaus, das soll auch einmal gesagt werden. Der Junge schlug sich wacker und hatte viele fabelhafte große Spielgefährten. Z.B. den Heinz und den guten Hans vom Berg, Namen, die wie das Sesam-Öffne-Dich den Felsen der Erinnerung öffnen ...

Mit Klaus von Gaffron ist einer meiner besten und mich prägendsten Freunde gestorben, sein Blick ging wie eine Sonde ins Herz, auf diesen Menschen und sein Leben passt die Metapher von der Kerze, die an beiden Enden brennt; aber warum dieser gewaltige, ja manchmal fast gewalttätige Energieausstoß, diese rigorose Verausgabung, woher diese unerschöpfliche, rastlose, zwingende Energie? Aus Liebe zur Kunst. Natürlich. Aber was heißt das? Die Kunst! Die Liebe! Tausend Antworten.

Viele habe ich das fragen hören, wie man das so fragt, ohne eine Antwort zu erwarten, unsere, für uns auf allen Ebenen gültige Antwort ließ auch der intime Gedankenaustausch weitgehend im Dunklen, sie wurde ab und an von einem Lichtstrahl gestreift und war Anlass vieler, nächtelanger Gespräche, in denen eins zum anderen kam und kein Aufhören war, als wäre da etwas, das offenbar immer noch im Schweigen liegen würde und dort herausgeholt werden müsste.

Eigentlich wussten wir es, nur, es ließ sich sprachlich nicht fassen, nicht begreifen, es saß uns im Körper, es lag in der Luft, es drängte in die Geste, die Chiffre, die Kunst. Alles hat seine Zeit.

Das Schock- und Schmerz-Bild, das sich bei mir angesichts des Todes und als Ausdruck des großen Verlustes einstellte, war das von einer aufgerissenen Schiffswand, dem Einschlag eines Torpedos, war das eines Bombenkraters, Metaphern, die man für eine Trauer-Anzeige nicht verwenden würde, die aber insofern richtig waren, als sie in ihrer spontanen,

ungefilterten Direktheit auf die Anfänge unserer Anfänge verwiesen, auf das geschichtliche Klima und die Prägungen unserer Geburtsjahre 1946 und 48.

Die Nachkriegszeit war das, über deren Trümmerlandschaften der Schrei und das Versprechen: „Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus“ schwebten. Dieser unhörbare Schrei drang bis in die Körperzellen von uns Kindern, von uns, den Eingeborenen eines kollektiven Traumas und einer Gesellschaft, die sich zu trauern nicht traute. Die Alpträume der Kriegseltern, die hier in die weißen Tücher des Schweigens gehüllt waren, diese Alpträume träumten die Nachkriegs-Kinder wie ich mit und hielten sie für Wolken am blauen Himmel. Wie ich vor kurzem auf dem Treffen meiner Spielgefährten von vor 60 Jahren von heute befreiten Zungen erfuhr, hat es diese Wolken, und vor allem dunkle Wolken über verstörten Vätern in fast jedem Haushalt unseres Ortes gegeben. Wir machten das Schweigen der Eltern zu unserem eigenen und obgleich dieses Schweigen nicht unseres war, übernahmen wir die Verantwortung dafür.

Die Freundschaft zwischen Klaus und mir begann 1973 mit einem Riesenkrach, die Fetzen flogen, zwei Kunststudenten standen sich geradezu feindselig gegenüber, Anlass war die Kern-Frage, wie man mit den Leuten umzugehen hätte, den Vertretern aus Politik, Wirtschaft, Kultur, also den ganzen gesellschaftlichen Über-Ich-Figuren, die auf beredte Weise nichts sagten, und wie die Position von Kunst und Künstlerinnen und Künstlern erfolgreich zu vermitteln wäre, ohne sich dabei selbst zu verleugnen und zu verlieren.

Unsere erste naiv inszenierte Gemeinschaftsausstellung mit Freunden im Kunstverein Landshut hatte den absoluten Verriss bekommen, weil Klaus den Kultur-Journalisten an der Krawatte gepackt und zu einer intensiveren Werkbetrachtung gezwungen hatte, als dieser vorgehabt hatte.

Wie ihm geschah, gefiel ihm nicht, mir auch nicht, gleichwohl das Geschehens-Bild in der Betrachtung, die heute möglich ist, edlen Charakter hat.

Der Ritter von Gaffron - Oberstradam, von dem die familienintern vermittelte Heldensaga Großes zu berichten weiß, erlebt eine Renaissance, der Ritter eilt der entwürdigten Dame Kunst zu Hilfe und erwürgt den Drachen der Ignoranz, dessem Bauch nur zu leicht auch wieder das Nazi-Diktum von der Entarteten Kunst entspringen könnte.

Solche Umtriebe in Selbstironie liebten wir, mit Klaus zusammen zu sein, hieß auch immer Ausbrüche homerisches Gelächters zu erleben. Aber für derlei offene Deutung ohne Scheuklappen in der Motivations-Frage war es damals zu früh.

In der Folgezeit sind wir beide auf der bekannt selbstausbeuterischen Ehrenamts-Ebene

Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens geworden: Klaus im Berufsverbandswesen, ich im Kunstvereins-Wesen.

Unser Streit über das Thema des Comme-Il-Faut der Kunstvermittlung dauerte 3 Wochen, wir kamen zu keinem Ergebnis, die Erschöpfung beendete den Streit, irgendwann interessierte nicht mehr der Streitgegenstand, es war der Streit selber, der in den Fokus trat, und so stritten wir im Dienste der Erkenntnis nach kurzer Pause weiter. Mit Freude und Ausdauer.

Im Kern des Streites befand sich ein Schweigen, an dem alle Worte zerbrachen. Erst viel viel später ahnten wir: warum, es war nicht unser Schweigen, es war das Schweigen von anderen, für das wir eingetreten waren, das Schweigen der Eltern, damit es endlich aufhört, damit ihre Alpträume in uns ein Ende haben. Das haben wir getan, ohne davon zu wissen, aus Scham, aus Pflicht, aus Liebe?

Klaus und ich haben diesen Diskurs, der wie ein alter entschleunigter Wanderweg neben unseren offiziellen Projekt-Autobahnen daher mäanderte, nicht zu Ende führen können.

Ich lese Cornelia, meiner Partnerin, bis hierher den Rede-Text vor:

Da ist so vieles noch unklar. Wie findest Du es?

Am besten hat mir die Stelle mit dem Drachenkampf gefallen.

Das ist aber nur eine eigentlich beliebige Metapher.

Nein, das ist bestimmt mehr, das begreife ich jetzt, was glaubst Du, war mein Lieblingsbuch als Kind?

..... keine Ahnung ...

Die deutschen Rittersagen!

Hältst Du Klaus für einen Ritter?

Unbedingt.

Wolfgang Herzer